

(Nachdruck verboten.)

## 88] Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Ende gut, alles gut, oder auch nicht.

Im Amtsstädtchen, vor Gutenberg gelegen, wollte der Findling wieder zum Oberamtmanne. Auf der Fahrt aus der Residenz nach Hause hatte er aufs neue daran gedacht, das Erbe des Altenberger Herrn wegzugeben. Denn bisher hatte er nur, seit dem Tode des Erbannes, Ungemach gehabt. In aller Ruhe wollte er mit dem Amtmanne reden und ihm seine Gründe mitteilen.

Aber er konnte den Amtmann nicht sogleich sprechen. Und die Sehnsucht nach Gutenberg ließ ihn nicht geduldig warten. Er gab darum dem Schreiber Bescheid und lief, so eilig er konnte, seiner Heimat zu. Und da verfiel die trübe Stimmung, und er gedachte voller Zagen und Liebe seiner Madlen.

Als der Findling am Altenberger Kirchhof vorbeikam, lehnte er sich an die Mauer. Und wie er in dem Buche las, hellte sich auch noch das letzte Dunkel.

Da sah er sie alle aufsteigen, die stillen Schläfer. Einer ging nach links und der andere ging nach rechts. Aber auf der einen Seite waren nur wenige, und auf der anderen Seite waren so viele. Die wenigen waren harte Herrenmenschen, und manch einer, der schon gar zu lange geschlafen hatte in der kalten Kammer des Grabes, dem hing unter den gelben Rippen ein eisernes Herz, dem die Verwesung nichts hatte antun können. Und die vielen, die große, große Menge, die immer mehr und mehr anschwellte und alles ausfüllte, so weit das Auge reichte, das waren die Armen, Geschlagenen. Die Jüngsten waren noch im schabigen armseligen Totenhemdchen vom billigsten Stoffe, und sie trotteten einher, als ob ihnen die Ruhe der Ewigkeit noch nicht recht vabte. Und da kam einer, der pendelte hin und her, von links nach rechts, denn er wollte zum Heiland werden. Er ging zu den wenigen mit den Eisenherzen hin, und bat um Gutes für die Armen. Aber die Reichen schauten auf diesen Heiland wie auf einen rändigen Hund. Und als er sie gar im Zusammenzählen der Goldgülden störte, da gaben sie ihm einen Fußtritt, daß die Knochen krachten und splitterten und der beinerige Heiland klapperte und abzog zu den Vielen. Dort wollte er Gutes tun, konnte aber nur Rat geben, kein Geld. Da hoben die Vielen ihre Knochenbeine und traten dem Heiland den Stein ab. Der Getretene grinst aus seinen hohlen Augen den Findling an und nickte ihm zu: „Gut Brüderlein, wir sind arme Teufel!“ Und da sah der Findling erst das zerklüftete hänferne Seil, das der totenbeinerige Heiland um den Wirbel hängen hatte und den ausgereckten Unterkiefer. Nun ging der Weireremann zu der Trauerweide, die sie dem reichen Blutfänger Kreuzwirtkobi aufs Erbbegräbnis gepflanzt hatten, und knüpfte sich noch einmal auf, so elend bekam ihm die Anferhebung. Da kam der Kreuzwirtkobi voller raffender Wut herangehüpft und riß den erhängten Knochenmann an den Beinen. Aber er brachte ihn nicht vom Baume herunter, und als er gar zu heftig riß, blieb ihm das rechte Bein des erhängten Heilandes in der Hand. Da fluchte der Kreuzwirtkobi elendiglich und begann dem Herrgott seine Gut-taten vorzuhalten.

„Sag' ich darum meine Kinder alle ins Kloster gesteckt und Mönche und Nonnen aus ihnen gemacht zu meiner Seligkeit? Ist das jetzt dein Dank, du Herrgott, du, daß der elende Lumpenhund da an meiner Trauerweide sich aufhängen darf?“

Und die weil der Kreuzwirtkobi weiter schimpfte, kam der Altenberger Herr gemächlich aus seiner Grube gefahren. Behaglich dehnte er sich und ging auf den Findling zu.

„Siehst du nun, mein Bildein, wie's zugeht, wenn du kein Geld hast und den Heiland spielen willst?“

Die weil aber wurde dem lieben Herrgott das Gesuch des Kreuzwirtkobi zu dumm. Er sagte darum zum Fremden von Gutenberg, der neben ihm auf einer Wolke saß und aufs irdische Zammertal herunterschaute:

„Siehst du jetzt, warum ich nicht gleich auf deine Bitte eingegangen bin? Ich kenn' die elende Bande nur zu gut; wenn die nach tausend Jahren noch einmal abkommen, dann ist allemal der Teufel los und die Kerle machen Krakeel!“

Der Kobi schimpfte aber aufs gräßlichste und schüttelte das ausgerissene Bein des Erhängten gen Himmel, daß es nimmer schön war.

Da machte aber der liebe Gott rasch:

„Kusch, kusch!“

Und da klapperte es und rasselte es und gab ein Durcheinander, denn alle die Weirer Männer und -frauen fuhren wie der Blitz ihrer Grube zu und waren froh, wieder zur Ruhe zu kommen.

Nur der Kreuzwirtkobi hatte vorher einen fastigen Aerger. Der Erhängte an der Trauerweide über Kobis Grab schien vom zweitenmal Erhängen ein wenig dufelig zu sein, und da er nur noch ein Bein hatte, weil der Kobi sich auch im Tode getreu blieb und nicht mehr gerne herausgab, was er einmal hatte, fiel ihm das Sehen schwer. Darum legte er sich einfach in das prunkhafte Erbgrab des Kobi.

Und da war er nicht mehr herauszubringen, trotz aller Mühe nicht. Und der Kobi schmitzte aus allen Knochen, so riß er an dem Hallunken, der sich in sein Grab gelegt hatte. Aber da machte der liebe Gott zum letzten Male ganz energisch:

„Kusch, kusch!“

Da hieß es, sich tummeln. Voll Wut warf der Kreuzwirtkobi dem Erhängten sein Bein an den Kopf und ging fauchend und rasend vor Aerger in den Winkel, wo man kehricht abladet und die Armsünder, auch den Erhängten, begraben hatte. Zum Glend des Kobi war das Grab nicht einmal geweiht, geschweige denn sah es wie ein Grab aus, sondern akkurat wie ein Misthaufen.

„Herrgottsaframent!“ — wollte der Kobi gerade noch sagen. Aber er konnte es nimmer; denn als er das Maul aufstak, fiel das Grab über ihm zusammen und eine Krantstorte ihm in den Nacken, als Proviant für die Ewigkeit. Und Stille war wieder auf Erden, und der Findling allein vor dem Gottesacker an die Mauer gelehnt.

Und da wußte der Findling, warum der Altenberger Herr ihm das Gut gab und was seine Bestimmung war.

Selbst wollte er, den Armen beistehen, den Unterdrückten Stütze sein und gegen den Wucher der Eisenbergen vorgehen.

Und da schaute er das Leben anders an als früher. Er verstand jetzt das gewaltige Getriebe, das Sausen der Zeit und die Wucht der Not, die die Menschen drückt. Er verstand jetzt das Hohelied des Glends, das überall seine Melodei singt in Stadt und Land, als Geleitsmusik zum Kampfe ums Dasein.

Und in diesem Kampfe wollte er mitstreiten fürderhin als ehrlicher Mensch mit einem warmen Herzen in der Brust. Und da wußte er, warum es ihn in die Stadt getrieben hatte. Das Ungemach mußte kommen und ihn wegtreiben von seinen Leuten, damit das Gestöhne der Geschundenen auch dort an sein Ohr schlug; es schien ihm, er sähe erst heute die mannig-fachen Wilder des Weltstadtelendes. Da lag sein Leben klar vor ihm.

Die beiden Madlen waren, die weil der Findling mit dem Amtmann seinen Handel pflog, zum Waldhüterhaus herausgekommen. Wie sie hörten, daß der Findling noch nicht da war, gingen sie ihm ein Stück Weges entgegen.

Als der Findling an der Altenberger Friedhofsmauer lebte und auf die Gräber schaute, die wie ein Buch dalagen, worin die Geschichte Altenbergs geschrieben war, jedes Grab ein Blatt und eine Episode, und das Ganze eine volltönige Menschengeschichte von einstigem Kampf und Ringen und jetziger Ruhe, da trat an den Findling aufs neue das Leben heran.

Die beiden Madlen rissen ihn aus seinem Sinnen. Und als der Bursch die Liebste vor sich sah, ein wenig schmaler geworden und unsicher in ihrem Wesen, vergaß er alles, was ihn eben noch besangen hatte. Er ging auf die Madlen zu und gab ihr die Hand, und als die Madlen mit einem wohligen Regen in all den Sonnenchein kam, da wußte der Findling, daß er sein Glück noch vor sich hatte.

Wenig gab's zu reden bei den dreien, wie sie nach Hause zogen. Und als die Madlen der Liesl einen Strauß Feld-

Blumen auf das Grab des Altenberger Herrn legte und die beiden Liebesleut allein waren, fragte der Findling:

„Hast Du mich noch lieb, Madlen? Bist Du mir nimmer böß? Und auch dann, wenn ich wieder ein armer Habenichts bin wie damals?“

Da schaute die Madlen den Findling an und sagte leise, und wieder kam ein leichtes Regengüßlein in den Sonnenschein:

„Ich hab' Dich die ganze Zeit lieb gehabt, und hab' Dich immer lieb.“

Und als dann die Madlen der Liesi wieder bei den beiden war, ging das Glück mit ihnen Gutenburg zu.

Da war beim Findling wie mit einem Male, ohne daß er darüber nachdachte, die Meierhofgeschichte ausgeschaltet. Er hatte jetzt anderes zu tun. Mit dem Erhard wollte er reden und um die Madlen freien.

Aber vom Amtstädtlein her kam wie ein Rauffeuer den Gutenburgern zu Gehör, welch Esel, welch dummer, der Findling war. Den Hof weggeben! Solch ein vernagelter, ver-simpelter Michell! Den geschenkten Hof! Und die Rätisch sagte:

Das hätte ich ja voraussagen können. Wie kann da was Gutes kommen von solchem aufgesehnen Landtreicherkind, dem elendigen, miserabigen? Das ist und bleibt allemal Zigeunergesinde, lumpiges!“

Und die Rätisch sprach aus, was die Gesamtheit vom Findling dachte.

Als der Findling durch das Städtlein ging zum Erhard in den Schlüssel, feixten und gesten die Leute den Burschen aus wie einen Hansnarren. Der Findling aber kümmerte sich um all das nicht.

Im Schlüssel fragte er nach dem Erhard. Mürrisch und mißachtend kam der und fragte:

„Was willst Du, aber mach rasch, ich hab wenig Zeit!“

Da sagte der Findling ein wenig verlegen und unsicher:

„Daß die Madlen und ich uns gern haben, werdet Ihr wissen?“

„Waaaaas?“

„Und darum möcht' ich Euch sagen, daß —“

Der Erhard unterbrach ihn.

„Was sagst Du? Ja heiliges, himmlisches, siediges, heißes Donnerwetter, was sagst Du, Bankert?“

Da wurde der Findling totenblaß. Aber auf seiner Stirn schwoß die Zornesader an. Doch blieb er, so gut es ging, ruhig. Mit unterdrückter Erregung sagte er scharf und schneidend:

„Ihr braucht Euch nicht aufzuregen. Das nützt alles nichts. Ich bin da, um Euch zu sagen, daß die Madlen und ich uns heiraten wollen.“

Da schlug der Fähzorn über den Erhard zusammen. Er schrie gell und sich überhastend:

„Was fällt Dir ein, Du elender Habenichts, Du Bankert, Du miserabiger, Du elendiger? Eher schlag' ich meinem Kind mit der Art den Schädel ein, als daß ich Dir zusag'!“

Da kam die Madlen in die Stube. Sie war blaß und erregt; aber sicher und bewußt trat sie zu dem Findling heran und sagte:

„Laß das, Vater! Ich bin volljährig und weiß, was ich zu tun habe und was nicht. Wenn Du nicht ja sagen kannst, ist's mir leid. Aber was zusammen muß, davor kannst Du nicht sein.“

Der Erhard aber war nicht zu bändigen. Im hassenden, blinden Zorn riß er die Tür auf und schrie:

„Nacht, daß Ihr hinauskommt, hinaus, verdammtes Pack, verfluchtes!“

Da faßte die Madlen den Findling an der Hand und sagte einfach:

„Komm'!“

So gingen sie beide.

Als sie an dem Erhard unter der Tür vorbeifamen, blieb die Madlen noch einmal stehen. Mit kaltem Gesicht und einer Stimme, die an ihren Großvater erinnerte, den Lächeln-frit, sagte sie:

„Du hast uns hinausgejagt, aber hinein-jagen kannst Du uns nicht mehr.“

Und die beiden jungen Leute verließen Hand in Hand den Schlüssel.

Der Erhard aber schaute ihnen nach und konnte nicht fassen, was geschehen war. Und als ihm die beiden, der Findling mit der Madlen, aus den Augen entschwanden, da kam eine bleiche Angst über ihn. Nechzend ging er zu einem Stuhle und gebrochen setzte er sich und stierte vor sich hin.

Und je mehr die Ernüchterung kam, um so grauer wurde ihm das Bild, das seine Zukunft bedeutete. Und als er sich nicht mehr halten konnte, da sank sein Haupt vornüber, und er weinte bitterlich vor sich hin. Gleich einem Kinde, das in unbedachtem Zorne sein liebstes Spielzeug zertrümmerte.

Als das Weh und der Gram nicht weichen wollte, ging er zum Schantisch und trank hastig einige Gläser schweren Weines.

Und als der Abend kam, da zauberten die Geister des Weines eine Raune wehen Behagens in den Sinn des Erhard. Und da gedachte er der anderen Madlen, seiner anderen Tochter, derjenigen, die er von der Liesi hatte.

Aber bei dem Gedanken faßte ihn neue Furcht, und er lief eilig zur Küche. Und als er dort die Madlen der Liesi sah, wurde er wieder ruhig.

Er trat zu dem Mädchen hin und legte ihm die Hand auf die Schulter und bettelte:

„Aber Du bleibst bei mir, gelt? Du gehst nicht weg von mir, wie die andere Madlen, Deine Schwester? Gelt, Du gehst nicht, gelt nicht? Sag' ja, Kind, ich bitt' Dich, sag' ja und geh' nicht!“

Je mehr er redete und bat, um so ärger wurde die Furcht, auch dieses Kind zu verlieren.

(Schluß folgt.)

## Kinderweisheit. \*)

Von Leo Tolstoi.

Von der Religion.

Knabe und Mutter.

Knabe: Warum hat die Kinderfrau sich heute so gepuht und mir die neue Bluse angezogen?

Mutter: Weil heute Feiertag ist und wir in die Kirche gehen.

Knabe: Was für ein Feiertag?

Mutter: Himmelfahrt.

Knabe: Was heißt das — Himmelfahrt?

Mutter: Das heißt, daß unser Herr Jesus an diesem Tage in den Himmel gefahren ist.

Knabe: Was heißt das — in den Himmel gefahren?

Mutter: Das heißt, er ist hinaufgeflogen.

Knabe: Wie denn, hinaufgeflogen — auf Flügeln?

Mutter: Nicht auf Flügeln — einfach hinaufgeflogen, weil er doch Gott ist und als Gott alles kann.

Knabe: Wohin ist er denn geflogen? Papa hat mir doch gesagt, daß der Himmel nur etwas Scheinbares ist, daß dort gar nichts ist, nur die Sterne, und hinter den Sternen wieder Sterne, und daß der Himmel kein Ende hat. Wohin ist er denn da geflogen?

Mutter (lächelt): Es gibt Dinge, die man nicht begreifen kann, die man glauben muß.

Knabe: Warum?

Mutter: Weil ältere Leute es sagen.

Knabe: Du hast mir aber doch selbst gesagt — damals, weicht du, wie ich sagte, daß jemand sterben wird, weil Salz verschüttet worden ist: da sagtest du mir, man müsse nicht alle Dummheiten glauben.

Mutter: Dummheiten soll man auch nicht glauben.

Knabe: Woran erkennt man denn, was Dummheiten sind und was nicht?

Mutter: Woran? — Man soll an die wahre Religion glauben und nicht an Dummheiten.

Knabe: Und welches ist denn die wahre Religion?

Mutter: Das ist unsere Religion. (Für sich.) Es scheint, daß ich selbst jetzt Dummheiten rede. (Laut.) Nun lauf und sag Papa, daß wir gleich gehen. Und laß dir die Schärpe umbinden.

Knabe: Und gibt es dann Schokolade nach der Messe?

Vom Kriege.

Gawrila, Reservist, Diener; Mischa, ein junges Herrchen.

Gawrila: Nun, leben Sie wohl, Mischa, lieber junger Herr. Gott weiß, ob wir uns wiedersehen!

Mischa: Du gehst also wirklich fort?

Gawrila: Gewiß, es ist doch wieder Krieg. Und ich bin Reservist.

Mischa: Mit wem ist denn Krieg? Wer führt Krieg, und gegen wen?

Gawrila: Ja, das mag Gott wissen. Ich werde nicht klug daraus. Ich hab darüber in der Zeitung gelesen, aber ich bin nicht

\*) Tolstois nachgelassene Werke erscheinen in drei Bänden (zwei liegen bereits vor) in einer autorisierten deutschen Ausgabe bei J. Badschnikow, Berlin. (Preis jeden Bandes brosch. 2 M., geb. 3 M.) Sie geben eine reiche Nachlese von längeren und kürzeren Erzählungen und Dramen (darunter „Der lebendige Leichnam“). In manchen dieser nachgelassenen Schriften ist die ganze propagandistische und künstlerische Kraft Tolstois lebendig, während andere fragmentarisch geblieben sind und der Vollendung entbehren.

recht dahinter gekommen. Es heißt, der Oesterreicher soll auf unsern böse sein, weil er die — wie heißen sie doch? — zu gut behandelt hat . . .

Mischka: Und warum gehst du nun in den Krieg?

Gawrila: Wie denn? Das weiß doch jedermann: für den Zaren, das Vaterland und den wahren Glauben.

Mischka: Du gehst aber nicht gern?

Gawrila: Wer geht denn gern in den Krieg? Frau und Kinder zu verlassen, wo man noch dazu selbst so gut hat — hat man wohl Lust zu so etwas?

Mischka: Warum gehst du dann überhaupt? Sag einfach: ich will nicht, und geh nicht hin! Was werden sie dann mit dir machen?

Gawrila (lacht): Was sie mit mir machen werden? Mit Gewalt werden sie mich hinschleppen.

Mischka: Wer wird dich hinschleppen?

Gawrila: Na, ebensolche Rußsoldaten wie ich.

Mischka: Warum werden sie dich denn hinschleppen? Sie sind doch in derselben Lage wie du.

Gawrila: Ei, dafür gibts doch eine Obrigkeit! Die befiehlt einfach, und da schleppen sie mich eben hin.

Mischka: Und wenn sie nicht wollen?

Gawrila: Das gibt es nicht.

Mischka: Warum nicht?

Gawrila: Weil . . . weil es kein solches Gesetz gibt.

Mischka: Was für ein Gesetz?

Gawrila: Nein, wie lomisch sie doch fragen! Mit ihnen kann man sich richtig verständigen. Ich muß nun endlich den Samowar zurecht stellen.

**Von den Steuern.**

Der Dorfschulze; die siebenjährige kleine Gruschka.

Der Dorfschulze (betritt das ärmliche Bauernstübchen, in dem nur Gruschka anwesend ist; sieht sich um): Ist niemand da? Gruschka: Mütterchen holt die Kuh vom Felde, und Fedja ist auf Hofarbeit.

Dorfschulze: Na, dann sag also deinem Mütterchen, daß der Dorfschulze da war. Zum drittenmal, sag ihr, mahne ich sie schon, und ich lasse ihr sagen, sie soll auf jeden Fall am Sonntag die Steuern zu mir bringen, sonst hole ich ihr die Kuh aus dem Stalle.

Gruschka: Die Kuh holst du? Bist du denn ein Dieb? Wir geben sie dir aber nicht.

Dorfschulze (lächelt): Ei, sieh doch, was für ein pfiffiges kleines Ding! Wie heißt du denn?

Gruschka: Gruschka heiß ich.

Dorfschulze: So, Gruschka — bist ein prächtiges kleines Mädchen. Hör also, Gruschka: sag deiner Mutter, ich würde ihr doch die Kuh wegholen, wenn ich auch kein Dieb bin.

Gruschka: Warum holst du sie denn, wenn du kein Dieb bist?

Dorfschulze: Weil jeder bezahlen muß, was ihm auferlegt ist. Der Steuern wegen hole ich sie weg.

Gruschka: Was für Steuern denn?

Dorfschulze: Wie das kleine Ding einem zuseht! Was für Steuern? Na, die Steuern eben, die der Zar festgesetzt hat, und die das Volk bezahlen muß.

Gruschka: Wem muß es sie bezahlen?

Dorfschulze: Das wird sich schon finden, wem sie zu bezahlen sind.

Gruschka: Ist er denn arm? Wir sind arm. Der Zar ist reich. Warum nimmt er dann noch von uns?

Dorfschulze: Er nimmts doch nicht für sich. Er verwendet es wieder für uns Schafsköpfe, für unsere Bedürfnisse. Für die Obrigkeit, das Heer, die Schulen, zu unserem Nutzen sozusagen.

Gruschka: Was für einen Nutzen haben wir davon, daß du uns die Kuh wegholst? Das bringt uns doch keinen Nutzen!

Dorfschulze: Wenn du größer bist, wirst du das verstehen. Sags also der Mutter, hörst du?

Gruschka: Nein, solche Dummheiten sag ich ihr nicht. Wenn ihr was braucht, du und der Zar, dann machts euch doch selber. Wenn wir was brauchen, machen wirs uns auch selber.

Dorfschulze: Wirst du ein Mundwerk haben, wenn du einmal groß bist!

**Von der Trunksucht.**

Abend, Herbst. Der zwölfjährige Mafarka und die sechsjährige Marfutka treten aus dem Hause auf die Straße. Marfutka weint. Der zehnjährige Pawluschka steht auf der Vortreppe des Nachbarhauses.

Pawluschka: Wohin wollt ihr denn jetzt mitten in der Nacht?

Mafarka: Er ist wieder einmal betrunken.

Pawluschka: Wer? Euer Vater?

Mafarka: Wer denn sonst?

Marfutka: Er schlägt die Mutter.

Mafarka: Ich gehe nicht hinein. Er wird auch mich schlagen. (Er setzt sich neben den Hauseingang.) Ich bleibe hier über Nacht. Ich gehe nicht hinein.

Marfutka weint.

Pawluschka (zu Marfutka): Nanu, wer wird denn da weinen? Es ist doch nicht so schlimm. Was ist da schon zu machen? So wein' doch nicht!

Marfutka (weinend): Wenn ich der Zar wäre, ich würde die Leute durchprügeln, die ihm Branntwein verkaufen. Niemandem würde ich erlauben, mit Branntwein zu handeln.

Mafarka: Wieso denn? Der Zar handelt doch selbst mit Branntwein. Er erlaubt es den andern nur darum nicht, weil er sonst selber weniger verdienen würde.

Pawluschka: Rede doch keinen Unsinn!

Mafarka: Wieso denn Unsinn? Geh, frag' doch! Warum hat man denn die Kulina eingesperrt? Weil sie mit Branntwein gehandelt und den Zaren geschädigt hat.

Pawluschka: Sie soll doch etwas Ungeheures getan haben?

Mafarka: Das ist eben ungeheuerlich, wenn jemand mit Branntwein handelt.

Marfutka: Ich würde ihr's auch nicht erlauben. An allem ist der Branntwein schuld. Sonst ist er ganz gut, unser Vater. Aber wenn er trinkt, schlägt er uns alle so schrecklich.

Pawluschka (zu Mafarka): Du redest so sonderbar. Ich will doch morgen den Lehrer fragen. Er muß es wissen.

Mafarka: Ja, frag' ihn.

Am nächsten Morgen hat Prochor, Mafarkas Vater, ausgeschlafen und „blau“ gemacht. Mafarkas Mutter, die ein ganz verschwollenes Auge hat, knetet den Brotteig. Pawluschka ist in die Schule gegangen. Die Schulkinder sind noch nicht versammelt. Der Lehrer sitzt rauchend vor der Tür und läßt die Kinder in die Schule eintreten.

Pawluschka (tritt auf den Lehrer zu): Sagen Sie mir doch, Jewgenij Semjonowitsch — ist es wahr, was mir gestern jemand sagte — daß der Zar mit Branntwein handelt? Und Kulina ist doch gerade darum eingesperrt worden, nicht wahr?

Lehrer: Deine Frage ist dumm, und jener, der dir das gesagt hat, ist ein Dummkopf. Der Zar handelt überhaupt mit nichts. Dafür ist er eben der Zar. Und wenn Kulina zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde, so geschah es, weil sie unerlaubterweise mit Branntwein gehandelt, mithin der Staatskasse einen Schaden zugefügt hat.

Pawluschka: Einen Schaden? Wieso?

Lehrer: Weil auf dem Branntwein eine Abgabe ruht. Der Eimer kostet der Staatskasse zwei Rubel und im Verschleiß kostet er acht Rubel und vierzig Kopeken. Der Preisunterschied fließt in die Staatskasse. Diese Einnahme ist sehr groß, sie beträgt siebenhundert Millionen.

Pawluschka: Je mehr die Leute also trinken, desto größer ist die Einnahme des Staates?

Lehrer: Gewiß. Wenn diese Einnahme nicht wäre, dann könnten wir kein Heer unterhalten, und keine Schulen bauen, und keine der nützlichen Einrichtungen treffen, die für euch alle so notwendig sind.

Pawluschka: Aber wenn sie für alle so notwendig sind — warum erhebt man dann das Geld nicht so, ohne weiteres, warum nimmt man da erst den Branntwein zu Hilfe?

Lehrer: Warum man den Branntwein zu Hilfe nimmt? Weil es vom Gesetz so bestimmt ist. Na, Kinder, nun seid ihr wohl alle beisammen — an die Plätze!

**Kleines feuilleton.**

**Literarisches.**

Almanach und Kalender in jeder inneren Ausdrucksweise und äußeren Form, bald diesen bald jenen Zwecken dienend, pflegen alljährlich in immer größerer Auszahl sich einzustellen. Die allerwenigsten sind inhaltlich so beschaffen, daß Arbeiterleier daraus Nutzen ziehen könnten. Zwei Kalender jedoch von rein literarischer Art wollen gleich aus der Masse herausgehoben sein. Der von dem verstorbenen D. J. Bierbaum begründete Goethe-Kalender, nunmehr von dem Literaturhistoriker Karl Schädelkopf besorgt, offenbart schon durch seinen Titel, was er bedeuten soll, nämlich das Verständnis für den größten deutschen Dichter zu wehren. Diesmal wird der Versuch gemacht, Goethes Verhältnis zu den Frauen klar zu legen. Wen es nun interessiert, den Liebedürftigen und Vielgeliebten kennen zu lernen, der hat Gelegenheit, 24 Frauenporträts beisammen zu sehen. Gedächtnis, geistreiche Bemerkungen, Stellen aus Goethes Briefen und Werken begleiten die Bilder.

Ein guter Bekannter, zumal in Norddeutschland, ist der jetzt bereits zum sechsten Male erscheinende Fritz-Reuter-Kalender, den der verdienstvolle Reuterforscher Karl Theodor Gaedert herausgibt. Unerkennlich scheint der Wronnen zu sein, aus dem er immer neue Spuren des prächtigen Menschen und urwüchsigen Humoristen aufdeckt, der doch auch ein sozialer Dichter von Tiefe und ein so spottlustiger Zerzauter derer von „Gottes Gnaden“ gewesen. Das wird wieder klar durch die hier erstmalige Veröffentlichung des bisher ungedruckt gebliebenen Schlusssatzes der „Urgeschichte von Medelnborg“, das bereits an dieser Stelle unseren Lesern vermittelt worden ist. Weiter erwähnen wir aus dem reichhaltigen Kalender einen hochdeutsch geschriebenen Vahlaußsch des Deputierten Reuter aus dem Jahre 1848: „Ueber die politische Dummheit.“ Ferner begegnen wir einer ungedruckten Episode aus Reuters „Franzosen“

tid", nebst mehreren Tafeln östlicher Zeichnungen, die gleichfalls für den geborenen Humoristen zeugen. Und daneben ist sehr viel Stoffliches und Bildhaftes von anderen. Beide Kalender (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher) mögen wärmstens empfohlen sein.

Bei einer Anzahl Buchverlage ist es Brauch geworden, Verlags-Kalender herauszugeben. Sie wollen den mannigfaltigen Werken ihrer Firma weitere Leserkreise erobern. Der Leipziger Inselverlag gehört nun zu denen, die namentlich durch eine vornehm-einfache Aufmachung ihrer Bücher sich hervortun. Um deswillen mag der Insel-Almanach erwähnt sein. Er birgt außer kleineren novellistischen, dichterischen und ästhetisch-wissenschaftlichen Beiträgen auch eine Menge teils wertvoller, teils literarhistorisch interessanter Abbildungen. — Der von Georg Koh (bei Martin Oldenburg, Berlin) herausgegebene „Berliner Kalender“ ist inhaltlich der Erinnerung an den alten Fritz, überhaupt der friderizianischen Zeit gewidmet. Es sind aber nur allerhand „olle Kamellen“ zusammengetragen. Besser ist der Bildersammler von Erich Bittner. — Spemanns „Kunst-Kalender“; sein „Alpen-Kalender“ (beide in Spemanns Verlag, Berlin und Stuttgart) sowie der „Bayern-Kalender 1912“ (Verlagsanstalt Karl Gerber, München) sind sogenannte Block- oder Abreißkalender. Während der erste von den dreien — er tritt nunmehr in sein zehntes Lebensjahr — dem „gebildeten Kunstfreund“ ein „Kompaß“ sein will, der in der guten Reproduktion von älteren wie neueren Meisterbildern sein Ziel erblickt, bezwecken die beiden anderen Kalender durch Vorführung künstlerischer Photographien den Sinn für die Naturherrlichkeit alpiner deutscher Gegenden zu erschließen. —

Einen „immerwährenden Bilder-Kalender“ hat Hans Thoma gezeichnet, geschrieben und geschmückt. (Verlag des Künstlerbundes Karlsruhe. In solidem Leinenband 20 M.) Wie er einst schwarzwälder Leinwandbilder bunt bemalte, so hat der Künstler den Chronos benannten Kalender mit lithographierten Bildern geziert. Es finden sich da — ganz in alter Weise — die zwölf Monatsbilder auf schönen Tafeln, die zwölf Himmelszeichen in Schnörkelmanier und sonst allerlei Nächstliches und Simulierendes in geschriebener Schrift. Die Bilder der sieben Planeten (wieder ganzseitig) werden den Freunden Thomaischer Kunst besonders Freude machen. Die Künstlerphantasie gefällt sich darin, die glatte Zeitentafel mit Beziehungen, Ahnungen und allerhand Wunderlichem zu erfüllen, ganz wie die alten Kalendermacher. Der Aberglaube, dieser Antiquitätenhändler für Künstlernaturen, wie Thoma ihn nennt, hat Laune und Spieltrieb zum Schaffen angeregt und die Phantasie beflügelt. Wer mit Auge dieser von altersher in Deutschland geübten Kunst- und gedankenreichen Kunst folgen kann, wird viel Freude daran haben. Schade daß die vorreffliche Reproduktion und die gediegene Ausstattung einen billigeren Preis nicht gestatteten.

Ob der neueste „Simplicissimus-Kalender“ (Verlag von Albert Langen, München) ein einiger Duzend mittelmäßiger Staffeleibilder, Gedichte, belletristischer Sachen mit drei Illustrationen wert sei, von Arbeitern gekauft zu werden, wollen wir dahingestellt sein lassen. — Schließlich verdient „Kürschners Jahrbuch“ als geographisch-statistisches Handbuch und Verkehrslexikon, Welt- und Zeitspiegel, Kalender usw. (Hermann Hilger, Verlag Berlin und Leipzig) doch wegen seiner Unentbehrlichkeit und Billigkeit eine gute Empfehlung auf seinem Wege ins neue Jahr.

### Naturwissenschaftliches.

**Leuchtende Pflanzenstoffe.** Wenn man bei völliger Dunkelheit durch ein dichtes Gehölz geht, so kann man zuweilen einen deutlichen Lichtschein wahrnehmen, der einem Mondstrahl nicht unähnlich ist, aber um so überraschender wirken wird, wenn diese Ursache bei völlig bedecktem Himmel fortfällt. Es braucht sich auch nicht um ein Zerstück zu handeln, das überhaupt so selten ist, daß ein besonderes Glück dazu gehört, es zu sehen. Die Entdeckung des Leuchtens im Walde ist vielmehr eine viel gewöhnlichere Sache, die an faulem Holz auch sonst bekannt genug ist. Besonders auffällig wird sie nur dann, wenn das Leuchten einen sehr hohen Grad gewinnt. Man kann verrotte Baumstämme in Wäldern finden, die im Dunkeln so stark leuchten, daß sich dabei lesen läßt. Obgleich ein solches Licht gewöhnlich meist als Phosphoreszenz bezeichnet wird, so hat es doch mit dem Element Phosphor oder einer seiner Verbindungen nichts zu tun, sondern rührt von einem Lebewesen her, einem Pilz, der in der Wissenschaft den Namen *Telaphora caerulea* führt. Wahrscheinlich wird auch das Leuchten, das zuweilen an faulenden Kartoffeln wahrzunehmen ist, durch denselben Pilz hervorgerufen. Hier handelt es sich also eigentlich nicht um leuchtende Pflanzenstoffe, da die Pilze eine Zwischenstellung zwischen Tierreich und Pflanzenreich einnehmen. Es liegen aber zahlreiche Befunde dafür vor, daß manche Blüten wie Mohn, Ringelblumen, Brunnenkresse und Goldlilien zuweilen Lichterscheinungen ausstrahlen, die den Eindruck von blühartigen Funken machen. Ein bündiger Beweis einer Erklärung dafür ist aber bisher nicht gegeben worden. Am häufigsten scheint die Ausstrahlung von Licht in Torfmooren zu sein, müßte aber auch noch genauer untersucht werden, da es bisher nicht ermittelt worden ist, ob hier das Leuchten von Pflanzen oder gleichfalls von Pilzen herrührt.

**Natürliche Linsen.** Dazu zählt ein Optiker, der in seinem Fachblatt einmal alle die Linsen betrachtet, die nicht seiner Werkstatt

entstammen, die nicht er und seine Kollegen berechnen und schleifen, als erste den Wassertropfen, dessen vergrößernde Wirkung wir in der Kinderzeit beim Weinen wahrnahmen, wenn durch die am Auge hängende Träne die Hände oder die Schrift der Fibel vergrößert erschienen. Dann kommt er zu der Linse des menschlichen Sehorgans. Sie haben vor seinen Fabrikaten den doch von den Besitzern selber gewürdigten Vorzug, daß sie sich von selbst verschärfen oder abschwächen können, je nach der Entfernung, in der zu sehen ist. Das Kindvieh hat für seine Linsen die doppelte Größe der menschlichen, 18 Millimeter, statt 9 Millimeter der menschlichen Linse, während die des Wiegels wieder nur 4—5 Millimeter Größe besitzt. Die Vogellinse ist durch den Ringwulst ausgezeichnet, der die Linse umgibt, und der „Akkomodation“, wie der sehr gelehrte Klemmerfertiger sich ausdrückt, was also der „Anpassung“ an Ferne und Nähe der Gegenstände dient. Bei dem schnellen Wechsel dieser Abstände durch den Flug des Vogels ist eine solche Vorrichtung notwendig und wird vermutlich auch mit der Ausdehnung des Flugsports der künstlichen Optik einst Arbeit machen. Das Fischauge hat eine fast kugelförmige Linse, die denselben „Brechungsindex“ wie das Wasser hat. Die 20 000 Linsen, die der Bielle ihre eigen sind, dürfen nicht mehr Linsen genannt werden; die Brenntweite ist sehr kurz, und weil diese Linsen eine Kegelform haben, spricht man besser von „Krisallkegeln“. Diese Kegelel wirken aber nicht einzeln, sondern nur in Gruppen. Die 8000 Lichtpunkte der gemeinen Stubenfliege sind bekannt; daß der noch gemeinere Kohlweißling 20 000 davon besitzt, sei besonders festgenagelt.

Das sehr interessante Gebiet des Lichtsinnes der Pflanzen kann unser Optiker nur sehr flüchtig streifen. Doch stellt er eine Reihe von natürlichen Linsen auch im Pflanzenreich fest. Er nennt die Oberhaut der Blattoberseite das Lichtsinnesorgan. Denn die Außenwände der Zellen sind sehr häufig konvex, so daß jede Zelle mit ihrem durchschnittigen Inhalt einer Sammellinse gleicht. Die nun senkrecht auf die Blattoberfläche fallenden Strahlen werden von der gewölbten Blattoberfläche gesammelt und auf dem mittleren Flächenraum der Zellen vereinigt. Wenn derselbe Autor aber weiter bemerkt: „In der Oberhautzelle der Kürbisranke liegen ganz kleine Kristalline von oxalsaurem Kalk, bei vielen Farnkräutern kleine Linsen aus Bergkristall.“ so begibt er sich ins Reich der naturwissenschaftlichen Träume. Denn bei diesen „Linsen“ ist keinerlei Linsenfunktion nachzuweisen.

### Hygienisches.

**Die angeborne Abneigung gegen Speisen.** Ein gut Teil der erzieherischen Bemühungen mancher Eltern richtet sich darauf, den Kindern die gute Sitte beizubringen, daß sie alles essen, was ihnen vorgesetzt wird. Obgleich zuweilen, wenn es sich um offensibare Unmannerien der Kinder handelt, diese Behandlung zu recht besteht, so verdient sie doch kein Lob, wenn sie rücksichtslos ausgeübt wird. Gibt es doch genug Leute, die von Kindheit an gegen manche Nahrungsmittel oder vielleicht auch gegen bestimmte Arten der Zubereitung einen unüberwindlichen Abscheu haben. Es ist damit ähnlich bestellt wie mit dem Verhalten gegen gewisse Arzneien, die vielleicht bei Hunderten wohlthätig wirken und dann einmal durchaus nicht vertragen werden. Es ist durchaus nicht immer der Geschmack, der die Abneigung gegen eine Speise bedingt, viel häufiger deren Konsistenz. Ein Beispiel dafür ist der Widerwillen gegen schleimige Gerichte wie gelochten Nal oder Sago-suppe, die ein sonst ganz gesundes Kind schlechtthin zum Erbrechen bringen können, wenn es zu ihrer Verspeisung gezwungen wird. Andere Nahrungsmittel fordern die Kräfte wiederum durch ihren Geruch in feindseliger Weise heraus. Die überaus häufige Abneigung von Kindern gegen gelochte Fische jeder Art beruht wenigstens zu einem Teil darauf, zum andern freilich in der Umständlichkeit und vermeintlichen Gefährlichkeit der Gerichte. Das sind aber immer noch harmlose Fälle, bei denen die schlimmste Folge eines derartigen Widerwillens in Erbrechen besteht. Auch ist die Erscheinung durchaus nicht auf Speisen beschränkt, deren Geschmack, Geruch oder Konsistenz dem betreffenden Menschen nicht zusagt. Am bekanntesten ist die fonderbare und zuweilen nicht unbedenkliche Wirkung von Krebsen, auch von Erdbeeren auf Leute, die an ihnen zunächst den größten Genuß haben und nur sehr ungern auf sie verzichten. Dabei kommt es denn außerdem zu fieberhaften Erscheinungen und zu nesselartigen Ausschlägen am ganzen Körper. Die Beschwerden können bis zu zwei Tagen anhalten und verschwinden vollständig, um aber sofort wieder sich zu erneuern, wenn die betreffende Speise nicht vermieden wird. Seltener ist die Unbelömmlichkeit bei Eiern, die zuweilen trotz frischerer Beschaffenheit recht peinliche Erkrankungen herbeiführen können. Besonders merkwürdig daran ist noch der Umstand, daß der Betreffende bis zu einem bestimmten Zeitpunkt Eier oder Eierpeisen sehr gern gegessen haben kann und dann plötzlich den heftigsten Widerwillen gegen ihren Genuß empfindet und durch einen Versuch, ihn zu überwinden, in eine wirkliche Erkrankung verfällt. Man kann aus den Erfahrungen, die über diesen Punkt gemacht worden sind, nur die Lehre ziehen, daß man in seinen Erziehungsmaßregeln beim Essen den Kindern gegenüber eine große Aufmerksamkeit beobachten muß und ihnen nur bis zu einem gewissen Grad einen Zwang zum Genuß von Speisen auferlegen darf. Wenn sich der Widerwillen zu körperlichen Folgen steigert, so wäre es nicht nur grausam, sondern auch gegen jedes Gebot gesundheitslicher Rücksicht, wenn ein Kind dann noch weiter mit einer solchen Speise gequält werden sollte.